

Reinhild Kreis

Arbeit am Beziehungsstatus

Vertrauen und Misstrauen in den außenpolitischen Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland

„Wo Sicherheit nicht oder nicht mehr hergestellt oder garantiert werden kann – hilft da Vertrauen?“ So fragte Eckart Conze am Ende eines programmatischen Aufsatzes, in dem er Sicherheit als Leitperspektive für die Geschichte der Bundesrepublik vorschlug¹. Mit Blick auf Deutschland nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hätte die internationale Staatengemeinschaft diese Frage wohl vehement verneint. Misstrauen schien nach zwei Weltkriegen und unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Verbrechen eher angebracht zu sein. Deutschland galt als potentieller Gefahrenherd, und diese Bedrohung einzudämmen war und blieb für lange Zeit ein zentrales Thema der internationalen Politik. Umgekehrt kommt keine Darstellung zur Geschichte der Bundesrepublik ohne den Verweis aus, oberste Priorität sei es gewesen, das Misstrauen zu überwinden und „Vertrauen zu uns Deutschen zu schaffen“², um die eigenen Handlungsspielräume zu erweitern. Dieses Spannungsfeld von Vertrauen und Misstrauen in den deutschen Außenbeziehungen steht im Mittelpunkt des vorliegenden Sammelbands.

Die Geschichte Deutschlands im Ost-West-Konflikt bietet reiches Material, um der Bedeutung von Vertrauen und Misstrauen in außenpolitischen Beziehungen nachzugehen. Nach 1945 hatten Äußerungen von Vertrauen und Misstrauen einen höheren Stellenwert, als es in den internationalen Beziehungen meist üblich ist. Die NS-Verbrechen und die totale Niederlage Deutschlands legitimierten die offen ausgesprochenen Misstrauensbekundungen und Befürchtungen der internationalen Staatenwelt sowie eine darauf abgestimmte Politik, die unter anderem auf Kontrollmechanismen setzte. Unter den außergewöhnlichen Umständen akzeptierte man in der Bundesrepublik dieses Misstrauen und sprach ebenso offen darüber, das verspielte Vertrauen zurückgewinnen zu wollen. Anders sah die Situation in

¹ Eckart Conze, Sicherheit als Kultur. Überlegungen zu einer „modernen Politikgeschichte“ der Bundesrepublik Deutschland, in: VfZ 53 (2005), S. 357–380, hier S. 379.

² So Konrad Adenauer im ersten Band seiner Erinnerungen; zit. nach Edgar Wolfrum, Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 2006, S. 102; zum Kontext vgl. ebenda, S. 101 ff.

der DDR aus. Die von der Sowjetunion vorgegebene Rhetorik der „Freundschaft“ unter den sozialistischen „Bruderstaaten“ ließ keinen Raum für offene Misstrauensbekundungen, auch wenn das Verhältnis zwischen dem ostdeutschen Staat und seinen Nachbarländern durchaus nicht immer vertrauensvoll war³. Damit geraten Konjekturen von Gefühlen beziehungsweise Gefühlsäußerungen in den Blick, die an *emotional regimes* gekoppelt sind, also daran, welche Gefühle zu haben oder zu zeigen zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Situationen opportun und legitim ist⁴.

Die Bundesrepublik und die DDR zählten zu den sogenannten Frontstaaten des Kalten Kriegs, deren außenpolitische Perspektiven sich von denen ihrer Bündnispartner unterschieden. Durch die Teilung des Landes und die offene Grenzfrage stand stets – ausgesprochen oder unterschwellig – auch das Thema Wiedervereinigung im Raum. Die Frage nach Vertrauen und Misstrauen prägte daher in den bilateralen und multilateralen Beziehungen beider deutscher Staaten außenpolitische Agenden, Instrumente und Handlungen. Dies betraf die deutsch-deutschen Beziehungen, das Verhältnis von Bundesrepublik und DDR zur jeweiligen Führungsmacht ihres Blocks, die Beziehungen innerhalb der Bündnisse sowie zwischen ihnen. Zündstoff konnte sich auch aus der Interdependenz der verschiedenen Ebenen ergeben. Was auf der einen Ebene Sicherheit versprach, konnte auf einer anderen politische Handlungsspielräume einschränken; und was bei einem Akteur Vertrauen auslöste, konnte das Misstrauen eines anderen schüren. Dies zeigt Peter Weiß am Beispiel des deutsch-deutsch-rumänischen Verhältnisses, indem er die blockinterne mit der blockübergreifenden Perspektive in Beziehung setzt.

Vertrauen hat Konjunktur – nicht nur als „Obsession der Moderne“, wie Ute Frevert mit Bezug auf die Omnipräsenz des „V-Wortes“ jüngst konstatierte, sondern auch als Gegenstand der historischen Forschung, die sich in den letzten Jahren für emotionsgeschichtliche Ansätze geöffnet hat. Während Vertreter der *rational choice*-Theorie dazu tendieren, Vertrauen den emotionalen Gehalt abzusprechen und auf wechselseitige Interessen und Berechenbarkeit verweisen, betonen Historiker seine Qualität als Gefühl⁵.

³ Vgl. Jan C. Behrends, *Die erfundene Freundschaft. Propaganda für die Sowjetunion in Polen und in der DDR (1944–1957)*, Köln 2005.

⁴ Vgl. William Reddy, *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*, Cambridge 2001, S. 124ff.

⁵ Vgl. Ute Frevert, *Vertrauensfragen. Eine Obsession der Moderne*, München 2013, S. 15ff. Zum Stand der Forschung vgl. Jan Plamper, *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*, München 2012.

Emotionen stehen, da sind sich Wissenschaftler verschiedener Disziplinen einig, nicht im Gegensatz zu Vernunft, sondern sind ein integraler Bestandteil rationalen Handelns. Sie müssen in die Analyse vergangenen Denkens und Handelns einbezogen werden, wie nicht zuletzt Studien zu Angst als Faktor in den internationalen Beziehungen und als handlungsleitendem Gefühl eindrucksvoll gezeigt haben⁶. Doch inwiefern auch Vertrauen und Misstrauen als Kategorien für die Analyse (außen)politischer Fragen und nicht nur persönlicher Nahbeziehungen geeignet sind, ist in der Geschichtswissenschaft umstritten.

Wie kann in diesem Zusammenhang Vertrauen definiert werden, um den Begriff als Analysekategorie für die internationalen Beziehungen nutzbar zu machen? Wer vertraut, geht vom Wohlwollen des anderen aus; davon, dass er und seine Interessen in guten Händen sind, und dass der Vertrauensnehmer den Vertrauensgeber nicht ausnutzen wird⁸. Wer vertraut, empfindet „Wohlfühl und Aufgehobensein“⁹. Dabei führen gleiche Interessen weder automatisch zu einem vertrauensvollen Verhältnis noch sind sie eine zwingende Voraussetzung für Vertrauensbildung. Sie machen das Verhalten des anderen in einer bestimmten Angelegenheit vielleicht berechenbar, doch kann dies durchaus mit Misstrauen gegenüber den grundsätzlichen Intentionen des anderen einhergehen. Umgekehrt basiert Vertrauen nicht unbedingt auf gleichen Interessen in einer Sache. Vielmehr kann das Interesse des Vertrauensnehmers auch darin bestehen, ein vertrauenswürdiger Partner zu sein und entsprechend zu agieren.

Spieltheoretische Ansätze argumentieren, Vertrauen beruhe letztendlich auf Kalkulation und Strategie. Zwar prägten strategische Erwägungen die internationalen Beziehungen zumal während des Ost-West-Konflikts in hohem Maße, doch sie erklären die Dynamiken der internationalen Beziehungen nur zum Teil. Ein derart verkürzter Vertrauensbegriff verschleiert die historische Dimension, also frühere Erfahrungen, den Aufbau von Vertrauen über eine längere Zeitspanne oder die Ursprünge von Vertrauen

⁶ Vgl. Patrick Bormann/Thomas Freiberger/Judith Michel (Hrsg.), *Angst in den Internationalen Beziehungen*, Göttingen 2010; Bernd Greiner/Christian Th. Müller/Dierk Walter (Hrsg.), *Angst im Kalten Krieg*, Hamburg 2009.

⁷ Zum Folgenden vgl. auch Martin Klimke/Reinhild Kreis/Christian Ostermann, Introduction, in: dies. (Hrsg.), *Trust, but Verify. The Politics of Uncertainty and the Transformation of the Cold War Order, 1969–1991* (im Erscheinen).

⁸ Vgl. Deborah Welch Larson, *Anatomy of Mistrust. U.S.–Soviet Relations During the Cold War*, Ithaka 1997, S. 19f.; Annette Baier, „Trust and Antitrust“, in: *Ethics* 96 (1986), S. 231–260, hier S. 235.

⁹ Frevert, *Vertrauensfragen*, S. 17.

und Misstrauen. Auch die Persönlichkeit der beteiligten Akteure und die Gefühlsqualität bleiben bei einem rein rationalen Verständnis von Vertrauen außen vor.

Doch Vertrauen ist eben nicht Wissen. Vielmehr überbrückt es die Wissens- und Sicherheitslücke, die dadurch entsteht, dass nie absolut zuverlässig vorhersagbar ist, wie sich jemand verhalten wird. Angesichts der existenziellen Bedrohungsszenarien, die die internationalen Beziehungen insbesondere während des Ost-West-Konflikts prägten, lösten solche Wissenslücken starke Emotionen wie Angst und Unsicherheit aus, die durch Vertrauen überwunden werden konnten. Wer vertraut, so Niklas Luhmann, „nimmt die Zukunft vorweg“ und handelt, „als ob er der Zukunft sicher wäre“¹⁰. Er geht also notwendigerweise das Risiko ein, enttäuscht zu werden, nimmt aber an, dass der andere diese Verletzlichkeit nicht ausnutzen wird. Dieses nicht zu beseitigende Risiko macht Enttäuschung zu einem wichtigen Komplementärbegriff der Vertrauensforschung.

Misstrauen kommt ins Spiel, wenn die Unsicherheit über die Absichten und das Verhalten anderer als zu groß empfunden wird, um sie überbrücken zu können (oder zu wollen). Insbesondere Enttäuschungen und negative Erfahrungen in der Vergangenheit können die Bereitschaft mindern, mit dieser Wissenslücke zu leben und anderen zu vertrauen. Das muss nichts Schlechtes sein. Ausdrücke wie „gesundes Misstrauen“ verweisen darauf, dass Misstrauen durchaus nützlich sein kann und dabei hilft, Risiken zu vermeiden. Sowohl Vertrauen als auch Misstrauen funktionieren dabei als Filter. Sie lenken die Wahrnehmung der Akteure in eine bestimmte Richtung, heben gewisse Aspekte hervor und lassen andere aus dem Blickfeld verschwinden.

Vertrauen und Misstrauen sind nicht statisch, sondern dynamisch: Misstrauen kann überwunden, Vertrauen muss aktiv aufgebaut und kontinuierlich gepflegt werden. Es ist reversibel, kann wieder entzogen werden und ist an bestimmte Bedingungen geknüpft, die sich ihrerseits ändern können. Gerade in den internationalen Beziehungen sollen Absicherungs- und Kontrollmechanismen dabei helfen, Risiken und Verletzlichkeit zu reduzieren. So zeigt Alexander Reinfeldts Beitrag über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG), wie das Projekt für Frankreich unattraktiv wurde, nachdem die ursprünglich vorgesehenen Kontrollbefugnisse über die westdeutschen Kontingente aus dem endgültigen Vertragswerk verschwunden

¹⁰ Niklas Luhmann, Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, Konstanz/München ²2014, S. 9.

waren. Eine stärker auf Vertrauen basierende militärische Zusammenarbeit kam für Frankreich zu diesem Zeitpunkt nicht in Frage.

In außenpolitischen Zusammenhängen kommen Vertrauen und Misstrauen auf drei Ebenen ins Spiel. *Erstens* beruhen politische und außenpolitische Beziehungen zu einem Gutteil auf Nahverhältnissen, in denen Personen unmittelbar miteinander diskutieren und verhandeln, einander beobachten, einschätzen und bewerten. Auch als Funktionsträger bleiben Politiker und Diplomaten Individuen mit spezifischen Charaktereigenschaften und Überzeugungen, die in ihr Rollenverständnis, Denken und Handeln einfließen und die von ihren Gesprächspartnern auch als solche bewertet werden. Ob Politiker „miteinander können“ oder nicht, macht einen Unterschied – nicht nur mit Blick auf Ergebnisse, sondern auch auf Entscheidungswege und die Strategien der Umsetzung von Politik. Ulrich Lappenküpers Aufsatz über François Mitterrand wählt einen akteurszentrierten Zugriff, um die Bedeutung personaler Anteile für die deutsch-französischen Beziehungen herauszuarbeiten und zu gewichten.

Zweitens sind Vertrauen und Misstrauen jenseits unmittelbarer persönlicher Kontakte greifbar. Als kollektive Gefühle von Bedrohung oder Zugehörigkeit, Vertrauen, Misstrauen oder Enttäuschung richten sie sich auch auf ausländische Politiker, Regierungen oder Staaten. Staatliches Handeln in der internationalen Arena, beispielsweise in Bündnissen oder Kriegen, betrifft das Zugehörigkeitsgefühl des Einzelnen ebenso wie das gesellschaftlicher Teilgruppen. Je nachdem, wie sich außenpolitisches Handeln auf den Alltag der Menschen auswirkt, lösen außenpolitische Entscheidungen und Handlungen Emotionen wie Dankbarkeit, Stolz, Angst, Scham, Wut oder Enttäuschung aus. Darum ist es notwendig, Vertrauen und Misstrauen auch auf der kollektiven Ebene als Faktor internationaler Beziehungen zu untersuchen. Welche kollektiven Gefühle löste Außenpolitik aus? Wie nutzten internationale Akteure diese Macht, wessen Wünsche und Interessen bezogen sie ein? Diese Fragen gelten insbesondere für den Kalten Krieg, der alle Lebensbereiche durchdrang und beeinflusste.

Drittens schließlich ist das Vertrauen in Institutionen und in institutionalisierte Regelungen zu nennen. Es ist anders gelagert als das Vertrauen zwischen Individuen oder sozialen Gruppen. Losgelöst von persönlichen Beziehungen kann es im Sinne des englischen Begriffs *confidence* als Erwartung in die Zuverlässigkeit von Institutionen und Systemen verstanden werden. Solches Institutionenvertrauen kommt in außenpolitischen Zusammenhängen beispielsweise über Kooperationen wie im Rahmen der Europäischen Union oder über Mechanismen der Konfliktaustragung und -begrenzung

ins Spiel, wie sie etwa die KSZE einführte. Erleichtert wird dieses Vertrauen durch eingebaute Kontrollmechanismen, die als institutionalisiertes Misstrauen fungieren¹¹.

Kommunikation spielt eine Schlüsselrolle, wenn Vertrauen entsteht oder erschüttert wird. Gerade in den internationalen Beziehungen birgt diese Kommunikationsgebundenheit jedoch viele Risiken. Die Forschung geht davon aus, dass sich Individuen, Milieus und Gesellschaften in ihren Vertrauenskulturen unterscheiden. Vertrauenswürdigkeit wird inszeniert und beruht unter anderem auf symbolischen Handlungen oder Gesten, die entziffert und übersetzt werden müssen, um verstanden zu werden. Bei dieser Decodierungsarbeit kann es leicht zu Missverständnissen kommen – sowohl mit Bezug auf das Gesprochene und Geschriebene Wort als auch auf symbolische Handlungen. Unterschiedliche Vertrauensbegriffe können sich überdies als Stolpersteine in der Kommunikation erweisen. Was im Deutschen als Vertrauen bezeichnet wird, unterscheidet beispielsweise die englische Sprache in *trust* und *confidence* mit jeweils eigenen Inhalten und Sinnbezügen.

Sowohl Einzelpersonen als auch Gesellschaften und gesellschaftliche Teilgruppen griffen, bewusst oder unbewusst, auf Erfahrungen zurück, um darüber zu entscheiden, ob Akteure internationaler Politik als vertrauenswürdig einzuschätzen seien. Ob es sich um Kriegserfahrungen, das Erlebnis von Hilfe oder um persönliche Begegnungen handelt: Privatpersonen, Politiker und gesellschaftliche Gruppen müssen als Zeitzeugen sowie als Teil kollektiver Gedächtnisse und Erinnerungskulturen ernstgenommen werden, also als Träger gefühlsbehafteter Erfahrungen und Erinnerungen, die maßgeblich zur Einschätzung zukünftigen Verhaltens anderer beitragen¹².

Dabei prallen unterschiedliche Zeitwahrnehmungen aufeinander. Individuelle und kollektive Gedächtnisse reichen unterschiedlich weit zurück. Begriffe wie „Erzfeind“ zeigen, wie Erfahrungen und Erinnerungen sich zu Narrativen verfestigen können, die eine lange zeitliche Dauer implizieren. Daraus können Spannungen entstehen, wenn beispielsweise in Bündnissen Gegenwart und Zukunft unterschiedlich eingeschätzt werden und zu Kontroversen über politische Programme und Strategien führen. Darüber

¹¹ Vgl. Jörg Baberowski, Erwartungssicherheit und Vertrauen: Warum manche Ordnungen stabil sind, und andere nicht, in: ders. (Hrsg.), Was ist Vertrauen? Ein interdisziplinäres Gespräch, Frankfurt a. M. 2014, S. 7–29, hier S. 25f.

¹² Vgl. Hans Günter Hockerts, Zugänge zur Zeitgeschichte. Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft, in: Konrad Jarausch/Martin Sabrow (Hrsg.), Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt a. M. 2002, S. 39–74.

hinaus verändern sich die erfahrungs- und erlebnisbasierten Grundlagen von Vertrauen und Misstrauen permanent. Im zeitlichen Verlauf werden einstige Erwartungen zu Erfahrungen¹³. Sie treten neben oder überlagern ältere Erlebnisse und Erfahrungen und können zu einer Neubeurteilung der Vertrauenswürdigkeit anderer führen – jedoch nicht notwendigerweise synchron, weshalb auch hierin Konfliktpotential für Bündnisse oder andere Foren liegt, in denen internationale Beziehungen verhandelt werden.

Die Beiträge dieses Sammelbands nehmen Vertrauen und Misstrauen in dreierlei Hinsicht in den Blick: *Erstens* werden Verweise auf Vertrauen und Misstrauen als semantisches Feld und als rhetorische Strategie sichtbar. Unabhängig davon, ob Vertrauens- oder Misstrauensbekundungen auf „echten“ Gefühlen basierten oder für politische Zwecke instrumentalisiert wurden, riefen sie fast zwangsläufig eine Reaktion hervor. Als vertrauenswürdig zu gelten und auch so bezeichnet zu werden war erstrebenswert; umgekehrt lösten Bekundungen von Misstrauen oder Enttäuschung Zurückweisungen, Gegendarstellungen und mitunter auch direkte Aktionen aus. Bündnisse, deren Protagonisten einander vertrauten oder zumindest zu vertrauen schienen, galten als höherwertiger als solche, die nur auf komplementären Interessen gründeten oder gar durch Zwang zusammengehalten wurden – so schwierig der Nachweis solcher Unterschiede auch sein mag.

Im Falle der Bundesrepublik und bis zu einem gewissen Grad auch der DDR waren öffentliche Vertrauens- und Misstrauensbekundungen nicht zuletzt deswegen so bedeutsam, weil sie den „Beziehungsstatus“ anzeigten, und zwar sowohl gegenüber dem unmittelbaren Gesprächspartner selbst als auch nach außen in der internationalen Öffentlichkeit. Insbesondere für ein Land wie die Bundesrepublik, das Misstrauen überwinden und Vertrauen erst aufbauen musste, fungierte Vertrauen als Ressource und als soziales Kapital im Sinne Bourdieus. Philipp Gassert nimmt die „Rhetorik des Vertrauens“ westdeutscher Spitzenpolitiker in den Blick und interpretiert sie als Kommunikationsstrategie mit doppelter Stoßrichtung: Einerseits ging es darum, außenpolitische Ziele zu erreichen, andererseits sollte auch gegenüber den Bundesbürgern Kompetenz signalisiert werden.

Zweitens geht es um den Aufbau von Vertrauen und den Abbau von Misstrauen als Ziele politischen Handelns. Ob als außenpolitische Priorität formuliert wie bei Konrad Adenauer, als Katalog konkreter Maßnahmen

¹³ Vgl. Reinhart Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 2000, S. 349–375, hier S. 358f.

festgelegt wie in der KSZE-Schlussakte oder als rhetorischer Baustein der von der Sowjetunion zumindest in ihrer institutionalisierten Form verordneten Freundschaft unter den Ostblockstaaten: Vertrauen zu erlangen oder als vertrauenswürdig bezeichnet zu werden war ein benennbares, abgrenzbares Ziel, das konflikthaft oder harmonisch neben anderen Zielen stand. Wie verlief die Kommunikation über solche Ziele und Prioritätensetzungen, und mit welchen Mitteln sollten sie erreicht werden? Matthias Peter zeigt anhand der KSZE exemplarisch, wie Vertrauen zu einem Schlüsselbegriff internationaler, blockübergreifender Diplomatie wurde und wie sich die Bundesrepublik des Vertrauensbegriffs bediente. Er weist jedoch auch auf die Schwierigkeiten hin, über vertrauensbildende Maßnahmen tatsächlich Vertrauen herzustellen.

Last but not least werden Vertrauen und Misstrauen genutzt, um nach dem Gewicht von Emotionen im Denken und Handeln von Entscheidungsträgern zu fragen. Hierin liegt eine besondere Herausforderung, weil sich die konkreten Gefühlslagen und deren Auswirkungen in den üblichen diplomatiegeschichtlichen Quellen kaum niederschlagen. Sie sind den Akteuren nicht immer bewusst (ebenso wenig wie die dahinter stehenden Gründe), treten als Mischformen verschiedener Gefühle auf, werden nicht immer verbalisiert, dafür aber teilweise verschleiert oder in Äußerungen bewusst verfälscht, werden inszeniert und instrumentalisiert¹⁴.

Den Risiken eines solchen Ansatzes stehen neue Erkenntnischancen gegenüber. Vertrauen gleichermaßen als politisches Ziel, als Emotion und als rhetorische Strategie zu begreifen legt Themen sowie Spannungsfelder offen, die in der Forschung zu den internationalen Beziehungen häufig ignoriert werden. Wenn es um Vertrauen als politisches Ziel geht, ist Außenpolitik dann Emotionsmanagement? Vier-Augen-Gespräche, Gipfeltreffen, rhetorische Strategien und mediale Inszenierungen sowie der Einsatz von Instrumenten wie auswärtiger Kulturpolitik verweisen auf diese Dimension. Macht dies Vertrauen und Misstrauen zu diplomatischen Instrumenten? Auch auf der individuellen Ebene stellt sich die Frage nach Formen des Emotionsmanagements, wenn etwa unterschiedliche Erwartungen und Bewertungsmaßstäbe für Geschlechter oder Generationen gelten. Wie

¹⁴ Vgl. Patrick Bormann/Thomas Freiberger/Judith Michel, Theoretische Überlegungen zum Thema Angst in den internationalen Beziehungen, in: dies. (Hrsg.), *Angst*, S. 13–43, hier S. 29–33; Birgit Aschmann, Vom Nutzen und Nachteil der Emotionen in der Geschichte. Eine Einführung, in: dies. (Hrsg.), *Gefühl und Kalkül. Der Einfluss von Emotionen auf die Politik des 19. und 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2005, S. 9–32, hier S. 31.

verhält sich also der strategische Einsatz von Emotionen zu ihrer Gefühlsqualität, und welche Bedeutung kam beiden Ebenen in konkreten Konstellationen zu? Zu fragen ist auch nach den spezifischen Herausforderungen, die sich durch die doppelte Ausrichtung von Außenpolitik sowohl nach außen als nach innen ergeben und die es gleichermaßen mit Gefühlslagen von Individuen als auch mit kollektiven Emotionen zu tun hat.

Der Ost-West-Konflikt schuf neue Bündnissysteme und Formen und Foren des internationalen Austauschs, in die sowohl die Bundesrepublik als auch die DDR eingebunden waren, insbesondere durch die europäische Integration, institutionalisierte Treffen wie die der sieben wichtigsten Industriestaaten oder der blockübergreifenden KSZE sowie im Falle der DDR über die regelmäßigen Konsultationen der „Bruderstaaten“. Wie wirkten sich militärische und wirtschaftliche Machtgefälle auf das Vertrauensverhältnis zwischen Staaten und Politikern aus, die während des Ost-West-Konflikts aufeinander angewiesen waren? In welchem Verhältnis standen institutionalisierter, formalisierter und reglementierter Austausch und Vertrauensbildung? Halfen die neuen Strukturen beim Aufbau von Vertrauen, oder waren sie ein Ersatz für Vertrauen und dienten dazu, Misstrauen zu überbrücken, da sie zum regelmäßigen Kontakt zwangen? Verhinderten sie gar Vertrauensbildung durch Regelungen, Abkommen, Zeitpläne und festgelegte Wege? Gleiches lässt sich auch für Waffen- und Informationstechnologie fragen. Welche Umgangsformen mit enttäushtem Vertrauen entstanden innerhalb dieser Strukturen? Spielte interpersonales Vertrauen oder Misstrauen hier überhaupt noch eine Rolle? Im Falle des westlichen Bündnisses ist darüber hinaus zu fragen, ob, wie und warum das Vertrauen der Akteure in die ja präzedenzlosen Institutionen und ihre Problemlösungskraft wuchs.

Auch Verhandlungen wie die über die EVG erscheinen in einem neuen Licht: Betrachtet man sie als Phase des intensivierten Kontakts, so lässt sich fragen, ob Erfolg oder Misserfolg von Verhandlungen nur an deren konkreten Ergebnissen gemessen werden kann oder ob nicht auch einbezogen werden muss, wenn das gegenseitige Kennenlernen zum Aufbau von Vertrauen oder Misstrauen führte, das künftige Kooperationen ermöglichte oder verhinderte.

Damit tragen der emotionsgeschichtliche Ansatz und der Fokus auf Vertrauen auch zu einer zeitgeschichtlichen Forschung bei, die *Zeit* als Analysekategorie stark macht, wie es jüngst Till Kössler und Alexander Geppert angeregt haben¹⁵. Die Politikgeschichte ist voll von Zeit-Konflikten, Zeit-

¹⁵ Vgl. Alexander Geppert/Till Kössler (Hrsg.), *Zeit-Geschichte*, Göttingen 2014 (im Erscheinen).

Angeboten und Spielen auf Zeit, die nicht nur auf äußeren Zwängen beruhen, sondern auch emotionale Befindlichkeiten berücksichtigen, beispielsweise die Zeit, die notwendig ist, um Enttäuschung zu überwinden, Angst zu erzeugen, Vertrauen aufzubauen oder Misstrauen zu schüren. Die Westintegration der Regierung Adenauer, die Ostpolitik Willy Brandts oder die KSZE zeigen dies eindrücklich. Hier gilt es Mischungsverhältnisse auszuloten und nach dem Gewicht von Emotionen zu fragen.

Der vorliegende Band kann auf der Basis einiger Fallbeispiele nur erste Antworten auf solche Fragen geben und versuchen, das Potential der Kategorie Vertrauen in den internationalen Beziehungen auszuloten. Dabei geht es nicht darum, Gefühle und insbesondere Vertrauen über andere Zugriffe auf die Geschichte der internationalen Beziehungen zu stellen. Doch wenn sie gleichberechtigt neben anderen Erklärungsansätzen stehen, hilft der emotionsgeschichtliche Zugriff, Handlungen und Haltungen besser zu erfassen, Entwicklungsgeschwindigkeiten und Veränderungsdynamiken zu erklären sowie Anteile von *structure* und *agency* zu gewichten. Gerade die Geschichte der Bundesrepublik ist häufig als Geschichte von Vertrauens- und Misstrauenskonjunkturen erzählt worden, nicht selten mit einem Zug ins Mythologisierende. Solche Narrative zu historisieren und den Vertrauensbegriff analytisch fruchtbar zu machen, ist Aufgabe einer Geschichtswissenschaft, die „vergangene Gefühle“ als handlungsleitende und strukturbildende Faktoren ernst nimmt¹⁶.

¹⁶ Jan Plamper, Vergangene Gefühle, in: APuZ 32-33/2013, S. 12–19.